
NORBERT LOHFINK SJ

TECHNIK UND TOD NACH KOHELET

Nichts bezeichnet treffender die Stufe, die unsere Welt erreicht hat, als die Worte Wissenschaft und Technik. Andere Zeiten waren vielleicht weiser: wir wissen. Vielleicht lebten sie nicht schlecht: wir machen. Eine neue Welt wird vom Menschen gemacht. Die Erde zuckt noch in den Schmerzen des Übergangs. Ganze Völker und Kontinente sind dem Werdenden noch nicht gewachsen. Aber es wird. Wir steuern Sterne an. Wir wechseln menschliche Organe aus. Wir heben fliegend und Bildschirme ansehend Entfernungen auf. Alles Wißbare ist auch speicherbar. Alles Gespeicherte ist verwandelbar in Zukunftsberechnung. Das bestimmt unser Bewußtsein. Hat die Theologie dabei eine Rolle?

Wenn die Theologie die Idee der Heilsgeschichte anbietet, kramt sie noch im Ideenarchiv des 19. Jahrhunderts. Wenn sie belesen nachweist, daß schon die Propheten Israels anfangen, in die Zukunft zu blicken, und daß das Neue Testament trotz Auferstehungsbotschaft auch weltoffen ist, ist das unter Umständen interessant. Ist es auch hilfreich? Hilfreich wäre, wer die Worte Wissenschaft und Technik so nennen könnte, daß auch ihre Grenzen mitgenannt wären. Nicht die technischen Grenzen und Gefahren. Die muß man vorher durchrechnen. Das geschieht im Rechenzentrum und nicht auf der Kanzel. Ein Raketenfehlstart ist ebenso wenig ein Gottesbeweis und ein Sünderschreck wie ein Blitzschlag oder ein Erdbeben. Die Frage ist vielmehr, ob die wissenschaftliche Erhellung der Wirklichkeit und das dadurch ermöglichte menschliche Machen einer neuen Welt als Ganzes noch einmal eine Grenze hat. Auf diese Frage wird von der Theologie eine Antwort erwartet.

Manche meinen, die Theologie habe schon deshalb nichts mehr zu sagen, weil sie ihre Antwort aus einem Buch von ehgestern holen muß, der Bibel. Sie könne dem Neuen, das aufzieht, nicht mehr kommensurabel sein, da die Welt, aus der sie komme, gerade versinke. Tatsächlich besetzt in diesen Übergangsjahren der Zauber des Aufsteigenden fast alle Plätze des Bewußtseins. Aber zu dem, was kommt, gehört auch der immer breitere Bildungs-

horizont. Morgen werden sie in der Vergangenheit besser zu Hause sein als heute. Heute wissen die Kinder in den Städten vielleicht nur noch vage, was ein Schaf und was ein Hirte ist. Wenigstens behaupten das die Katecheten. Die Kinder von morgen werden es aber wieder genauer wissen. Die Kunst des Brückenschlags zwischen verschiedenen Kulturen wird eingeübt sein. Niemand wird auf den Gedanken kommen, der Bibel deshalb den Rücken zu kehren, weil sie nicht von Raumsonden, sondern vom König Salomo, seinem Garten, seinen Haremsdamen und dem Besuch der Königin von Saba spricht. Man wird gelernt haben, zu übersetzen. Die Frage ist nur: Kennt die Bibel eine Erfahrung, die – in ihrem Lebenszusammenhang – unserer Erfahrung der weltgestaltenden Macht von Wissenschaft und Technik entspricht, und was hat sie dazu zu sagen?

Die Antwort eines Exegeten auf eine so gestellte Frage kann nicht grundsätzlich und nicht umfassend sein. Er kann nur sagen: Erlaubt mir, einen Text der Bibel zu genauerer Lektüre vorzuschlagen und laßt euch darauf ein, ihn mit mir zusammen zu lesen. Vielleicht findet ihr eine Antwort auf eure Frage, vielleicht auch nicht – laßt es darauf ankommen. So sei in dieser Gabe für P. FRIEDRICH WULF, den immer nach neuen Formen und Antworten Suchenden, das zweite Kapitel des Buches Kohelet als Gegenstand der Bemühung vorgeschlagen. Es wird gebeten, alles bisher Gesagte zu vergessen. Es war Einleitung, es war vermutlich zu großspurig: denn jetzt geht es nur darum, zu lesen.

Man muß noch mehr vergessen können, will man im Buch Kohelet lesen. Es gehört zu den Weisheitsbüchern des Alten Testaments. Sie gelten heute nicht viel. In den biblischen Theologien wird uns die Bibel heutzutage als das große Dokument der Heilsgeschichte vor Augen geführt: Israels Geschichtsentwürfe, Gottes Setzungen in der Geschichte, die Bundespredigt der Propheten. Nur eine kleine göttliche Unaufmerksamkeit beim Inspirationsgeschehen kann auch die Weisheitsbücher noch in diesen Kanon eingelassen haben. Vergessen wir diese heute übliche Wertung!

Weigern wir uns ferner, in diesen Büchern überall nur Moral und erbauliche Belehrung zu erwarten. Alles kommt zwar zusammen, uns diese Erwartung beizubringen. Die Bibelausgaben führen unser Buch nicht als »Kohelet«, sondern als den »Prediger«. Kohelet heißt jedoch, wie BUBER richtig sagt, der »Versammler«. Er ist der Meister, der die Runde der Weisheitsschüler versammelt. Die Griechen übersetzten das mit *ekklēsiastēs*, und da am Abend des Mittelalters *ecclesia* längst das Wort für den Kirchenraum geworden war, schuf LUTHER den »Prediger«. Vermutlich war bei Luther der Begriff der Predigt noch offener als bei uns. Jetzt versetzt uns das Wort in süßabgestandene vorgottesdienstliche Weihrauchluft moralisch-erbaulicher Erwartung. Nichts, aber auch gar nichts davon ist in diesem klaren und harten Buch,

genauso wenig wie es um unreifes Teenagergegirre geht, wenn dieses Buch mit einem Wort, das zu Luthers Zeit noch andere Dimensionen hatte, auch heute noch in vielen Ausgaben eröffnet wird: »Es ist alles gantz eytel, sprach der prediger, es ist alles gantz eytel.« Dahinter steht die lateinische *vanitas*, die griechische *mataiotēs*, die Nichtigkeit und Leere. Dahinter wiederum steht das hebräische *hebel*, und das ist der Windhauch, die flüchtige Bewegung der Luft, aufkommend, unsere Haut leicht bestreichend, dann schon vergangen, nicht mehr zu fassen: »Nur ein Lufthauch, sagt Kohelet, nur ein Lufthauch, alles ist nur ein Hauch.« Das Buch Kohelet beginnt mit Erfahrungen, nicht mit Moral. Selbst das Wort Weisheit ist falsch – und damit springen wir schon in unser Kapitel hinein, denn dort hängt alles daran, daß das Wort *ḥokmā* seinen rechten Sinn erhält.

Die deutschen Worte »weise« und »Weisheit« entsprechen heute dem lateinischen *sapiens*. Der Gedanke der Lebensreife schwingt mit, der Weise durchschaut die Dinge und Menschen bis auf den Grund, vom Grund her urteilt er, oft ist Weisheit schon etwas, was man sich nur noch fürs Alter wünscht, denn weise zu sein verhindert das Handeln, es schafft schon zu große Distanz von der sich bewegenden Wirklichkeit. Für Luther mag das Wort noch anders geklungen haben, und ursprünglich meinte es einfach das, was wir heute durch das Wort »Wissen« und »wissend« ausdrücken, lateinisch *sciens* und *scientia*, Gegensatz zu »Unwissen« und »Nichtwissen«. In einigen festen Verbindungen hat sich dieser ursprüngliche Sinn auch noch bis in unsere Umgangssprache hinein bewahrt. Die »weise Frau« verfügt über größeres Wissen, die »Weisen aus dem Morgenland« waren *magoi*, babylonisch-persische Astrologen, Wissenschaftler also von damals. Wenn wir sagen, jemand sei ein »Faß voll Weisheit«, dann meinen wir nur: er weiß erstaunlich viel; wenn wir jemanden auffordern, seine »Weisheit auszukramen«, dann wünschen wir Informationen. Doch dieser Ursinn läßt sich heute beim freien Gebrauch der Worte »weise« und »Weisheit« nicht mehr zurückholen. So ist zu fragen, ob sie noch die rechte Übersetzung für *ḥākām* und *ḥokmā* sind. Vielleicht noch an einigen Stellen. Aber überprüfen wir Kohelet, Kapitel 2!

Der uns interessierende Text beginnt mit Vers 3 und schildert in einem ersten Teilstück, etwa bis Vers 10, wie Kohelet sich für sein Dasein eine große, schöne und angenehme Welt einrichtete. Drei Worte bestimmen die Schilderung. Zunächst ein Leitverb, das mehrfach wiederkehrt: '*šh*' »machen, schaffen«. »Ich *schuf* meine großen Werke: Ich baute mir Häuser. Ich pflanzte mir Weinberge. Ich *schuf* mir Gärten und Haine. Drin pflanzte ich Obstbäume, alle Sorten. Ich *schuf* mir Wasserteiche, zu tränken aufspriessenden Jungwald. Ich kaufte mir Sklaven und Sklavinnen. Hausgeborene Sklaven besaß ich. Auch Vieh – Rinder und Schafe – besaß ich in Menge, mehr

als alle meine Vorgänger in Jerusalem. Ich hortete mir auch Silber und Gold und den Schatz der Könige und Gouverneure. Ich *beschaffte* mir Sänger und Sängerinnen und die Lust der Männer: schöne Königinnen. So wurde ich groß und übertraf alle meine Vorgänger in Jerusalem.« In der bald folgenden Zusammenfassung des Verses 11 tritt zum »Schaffen« kunstvoll verschlungen ein anderes Wort hinzu, die Wurzel *'ml*, die die Nuance der Mühe und der Anstrengung hineinbringt und die wir leider um der Genauigkeit willen verschieden übersetzen müssen, wenn sie in einem Nomen und wenn sie in einem Verb auftritt. Beim Verb übersetze ich durch »arbeiten«, beim Nomen durch »Besitz«, der die Frucht der Arbeit ist. Dann lautet Vers 11: »Ich blickte zurück auf alle meine Werke, die meine Hände geschaffen hatten, und auf den Besitz, für den ich geschafft und gearbeitet hatte.« Mit diesem Zurückblicken setzt der zweite Teil des Kapitels ein, die Reflexion über die im ersten Teil beschriebene, vom Menschen geschaffene Wirklichkeit. Doch zunächst ist festzustellen, daß als Umrahmung der Schilderung menschlichen Schaffens in den Versen 3 und 9 noch ein anderes Wort steht: *hokmā*, das Wort, dessen genaue Bedeutung wir suchen. Das entsprechende Stück in Vers 3 bereitet der Übersetzung syntaktische und lexikalische Schwierigkeiten. Doch glaube ich das Bild des Hirten zu erkennen, der seine Herde vor sich her über die Weide ziehen läßt und die wilden Tiere packt und tötet. Nimmt man das Stück aus dem größeren syntaktischen Zusammenhang heraus, so kann man übersetzen: »Mein Geist führte die *hokmā* auf die Weide und packte die Dummheit.« Dazu gehört dann Vers 9: »Ich wurde also groß und übertraf alle meine Vorgänger in Jerusalem. Meine *hokmā* stand mir bei.« Das Erstellen der schöneren Welt, das Erarbeiten des reichen Besitzes geschieht also nicht ohne daß die *hokmā* gepflegt und genährt wird, nicht ohne daß – anderes Bild – die *hokmā* beratend und helfend daneben steht. Kann das die distanzierte, philosophische Weisheit sein, die den Abstand sucht und nur liebend beschaut? Die meisten Übersetzer fassen es so. Obwohl Kohelet so unmoralisch wurde – so denken sie wohl –, daß er dem Besitz nachjagte, dem Trunk sich ergab und bei Frauen die Nächte verbrachte, wurde er doch nicht ganz unmoralisch; irgendwo war das alles für ihn nur ein Experiment, und er stand beobachtend daneben und sah zu, wie das wohl ausginge; oder anders: irgendwo blieb er doch noch der Weisheit treu, und nachdem er genügend schlechte Erfahrungen gesammelt hatte, bekehrte er sich und begann mit jenen Reflexionen, die dann im zweiten Teil des Kapitels folgen. So auch in den meisten Kommentaren nachzulesen. Aber das ist falsch, wie eben der zweite Teil des Kapitels zeigt. In diesem zweiten Teil wird nämlich nicht nur sofort am Anfang, in Vers 11, hinsichtlich des beschriebenen Schaffens und des erarbeiteten Besitzes lapidar festgestellt: »Alles ist Hauch und Luftgespinnst.« Sondern nach einer Reflexion,

die ich im einzelnen jetzt noch nicht ausbreiten möchte, heißt es abschließend in Vers 15 auch hinsichtlich der *ḥokmā*: »Da sagte ich mir, daß auch das Hauch ist.« Alles ist also Hauch: Schaffen, Besitz-Erarbeiten und *ḥokmā*. Das Wort steht nicht gegen die beiden ersten Betätigungen, sondern steht und fällt mit ihnen zusammen. Das wird noch deutlicher im Fortgang der Reflexion nach Vers 15. Die Wurzeln *ʿml* und *ḥkm* treten jetzt unmittelbar nebeneinander. In Vers 19 wird gehandelt von *kol-ʿāmālī šēʿāmālī wēšēḥā-kamti taḥat haššāmeš*, von »meinem ganzen Besitz, für den ich gearbeitet habe und für den ich meine *ḥokmā* eingesetzt habe unter der Sonne«. In Vers 21 ist die Rede von einem Menschen *šēʿāmālō bʿḥokmā ūbʿdaʿat ūbʿkišrōn*, von einem Menschen also, »dessen Besitz aus *ḥokmā*, Kenntnis und Sachverstand kommt«. Hier ist für *ḥokmā* wirklich nur noch die eine Bedeutung möglich: »Wissen«. *ḥokmā* ist im Zusammenhang dieses Kapitels von Kohelet offenbar die Summe des Wissens, der Kenntnisse, der technischen und organisatorischen Fertigkeiten, die nötig waren, um die große und schöne königliche Welt aufzubauen, von der am Anfang des Kapitels die Rede ist. Wissen und Schaffen Kohelets hängen hier ähnlich miteinander zusammen wie in unserer Welt Wissenschaft und Technik. Von distanzgetragener Lebensweisheit ist keine Rede, es geht um gestaltendes Wissen. In der Reflexion des zweiten Teils des Kapitels wird die Leistung dieses Wissens offenbar einer Kritik unterzogen.

Aber bevor wir uns dieser kritischen Reflexion zuwenden, zunächst noch einmal ein Blick auf den Anfangsteil, die Beschreibung des von Kohelet erstellten Werkes. In diesem Werk ist nichts moralisch Schlechtes. Wir müssen uns hüten, hier mit den weltflüchtigen Augen des THOMAS A KEMPIS zu lesen, der zwar Kohelets Wort vom Windhauch am Anfang der »Nachfolge Christi« zitiert, doch nur, um für den Eintritt ins Kloster zu werben. Nichts dergleichen im Urtext. Hier wird vielmehr eine große, reiche und schöne Welt errichtet um des menschlichen Glücks und der menschlichen Freude willen. So steht es am Anfang als Ankündigung: »Ich habe geforscht, indem ich meinen Leib vom Wein wegzog – mein Geist aber weidete das Wissen –, und indem ich die Dummheit packte, bis ich sah, wo das Glück für die Menschen ist, das sie sich verschaffen können unter dem Himmel die paar Tage ihres Lebens.« Dann folgt die Schilderung des Werkes: »Ich schuf meine großen Werke. Ich baute mir Häuser. Ich pflanzte mir Weinberge. Ich schuf mir Gärten und Haine. Drin pflanzte ich Obstbäume, alle Sorten. Ich schuf mir Wasserteiche, zu tränken aufsprenden Jungwald. Ich kaufte mir Sklaven und Sklavinnen. Hausgeborene Sklaven besaß ich. Auch Vieh – Rinder und Schafe – besaß ich in Menge, mehr als alle meine Vorgänger in Jerusalem. Ich hortete mir auch Silber und Gold und den Schatz der Könige und Gouverneure. Ich beschaffte mir Sänger und Sängerinnen und die Lust

der Männer: schöne Königinnen. So wurde ich groß und übertraf alle meine Vorgänger in Jerusalem. Mein Wissen hatte mir beigestanden.« Damit ist das Werk geschildert, aber es geht nicht nur darum, daß diese reiche und schöne Welt geschaffen ist, sondern sie soll dem Menschen zur Freude werden. Deshalb nun weiter: »Was immer meine Augen begehrten, verwehrt ich ihnen nicht. Ich versagte meinem Herzen keine Freude. Ja, mein Herz schöpfte Freude aus all meinem Besitz. Und das war mein Anteil aus all meinem Besitz.« Daß die mit Wissen und Kunst erstellte Welt Freude hergab, das ist eine Tatsache, und es ist eine ganz und gar positiv zu wertende Tatsache. Nur so kann der Text verstanden werden.

Das durchaus Positive dieses Textes wird nochmals gesteigert, wenn wir beachten, wer hier spricht. Kohelet ist ja ein Deckname. Wir wissen nicht, welcher Schriftsteller des dritten Jahrhunderts vor Christus sich hinter ihm verbirgt. Es ist auch nicht nötig, dies zu wissen. Der Text erzählt. Kohelet, der Meister, ist der Erzähler, und als solcher, wie der Leser schon in der Überschrift des Buches erfahren hat, ein Sohn Davids, König in Jerusalem. Das bedeutet nicht wenig. Wir können beobachten, wie das Buch die Rolle dieses königlichen Erzählers, der seine Lebens- und Denkerfahrung berichtet, langsam aufbaut. Nach einem doppelten Motto, das spätere Akkorde anschlägt, kommen zunächst zwei Gedichte. Das erste durchmißt den Kosmos: »Geschlecht kommt, Geschlecht geht. Die Erde steht für immer. Die Sonne steigt auf, die Sonne geht unter. Sie keucht zurück an den Ort, wo sie aufsteigt. Er geht nach Süden, dreht nach Norden, dreht, dreht, geht, der Wind. Im Drehn und Drehn kehrt wieder der Wind.« So geht das Gedicht weiter, das Universum wird als Raum des kommenden Erzählens und Denkens neuerrichtet in seiner bestürzenden Fülle: »Kein Mensch kann es sagen. Das Auge sieht sich nicht satt. Das Ohr wird vom Hören nicht voll.« Dann ein zweites Gedicht, von der unendlichen Zeitdimension und der Wiederkehr des Gleichen. Auch in der Zeit soll es nichts geben, dem nicht das Folgende geöffnet ist. Und erst nach dieser feierlichen Vorbereitung betritt der Erzähler selbst die Bühne, erstes Kapitel, Vers 12: »Ich, Kohelet, war König über Israel in Jerusalem.« Im König gipfelt die menschliche Möglichkeit, im glücklichen und reichen König ist sein ganzes Volk glücklich und reich. Und dieser König erscheint mitten im Kosmos, mitten in der ewig sich wiederholenden Zeit. Hier hat er seine reiche und schöne Welt durch Wissen und Kunst errichtet. Zweimal hat er es uns gesagt: Er wurde sehr groß und übertraf alle seine Vorgänger in Jerusalem. So sollte kein Zweifel bestehen: Durch diese Erzählung bekommen wir Anteil an einer einzigartigen Erfahrung, an der Aufgipfelung der Möglichkeiten menschlichen Wissens und menschlichen Weltgestaltens. Nicht weniger als das wird hier beansprucht. Höchstes Wissen und Können schafft eine große und reiche menschliche

Welt, in der dann dem Menschen als sein Anteil die Freude gegeben wird. Aber diese reiche Erfahrung faßt nun der königliche Denker in einem Blick zusammen, stellt sich neben sie und erkennt ihre Nichtigkeit: »Ich blickte zurück auf alle meine Werke, die meine Hände geschaffen hatten, und auf den Besitz, für den ich geschafft und gearbeitet hatte. Ergebnis: Alles ist Hauch und Luftgespinst. Es gibt keinen Vorteil unter der Sonne.« Dies sagt der Erzähler, der schon alles vor sich sieht, was er uns noch entfalten muß. Nun disponiert er seine kommenden Ausführungen: »Ich blickte zurück, um zu sehen, was Wissen ist, und was Unwissen und Dummheit ist. Außerdem, was gilt von dem Mann, der dem König nachfolgt, den sie einst eingesetzt haben?« In einem ersten Teil der Ausführungen wird also der Vergleich des Wertes von Wissen und Unwissen eine Rolle spielen, in einem zweiten Teil das Motiv des Nachfolgers des Königs. Wir sehen noch nicht die Zusammenhänge dieser Themen, doch Kohelet, der berichtende König, wird es uns nun auseinanderlegen. Er erzählt weiter, wenn er auch jetzt nicht mehr von seinem Tun erzählt, sondern uns die Wege und Ergebnisse seines Denkens berichtet. Zunächst läßt sich der Vorteil des Wissens nicht leugnen. Wie Kohelet das sagt, kommt am Ende, fast beiläufig, das bisher noch nicht berücksichtigte und alles wendende Faktum hinein: »Ich sah: Es gibt einen Vorteil des Wissens vor der Dummheit. Er entspricht dem Vorteil des Lichtes vor der Dunkelheit. Der Wissende hat Augen im Kopf. Der Dumme tappt im Dunkel. Aber ich erkannte zugleich: Ein Geschick trifft sie beide.« Da ist das Bestürzende noch im Wort »Geschick« verhüllt, erst einige Verse später wird offen das Wort »Sterben« gebraucht werden. Die Tatsache des Todes entreißt dem Wissenden und Schaffenden und damit mehr Freude ins Dasein Bringenden alle seine Vorteile. »Da sagte ich mir: Was den Dummen trifft, trifft also auch mich. Warum vermehre ich dann mein Wissen? Und ich sagte mir, daß auch das Hauch ist. Denn in der Zukunft bleibt keine Erinnerung an den Wissenden wie an den Dummen. Bald kommen Tage, da sind beide vergessen. Weh, der Wissende stirbt wie der Dumme.« Dies ist elegische Meditation. Doch zugleich ergibt sich nun der Entschluß zur Distanz von Wissen und aus ihm fließendem Werk: »Da habe ich die Lebenden gehaßt. Zuwider war mir das Werk, das unter der Sonne geschaffen wird, denn alles ist Hauch und Luftgespinst.« Dieses Leitmotiv vom Hauch und Luftgespinst, das auch vorher schon auftauchte, hat hier erst seine Begründung gefunden. Das Faktum des Todes nimmt dem hohen Wert des Wissens, des Schaffens, der gewonnenen Freude dann doch wieder alles, macht alles zum Windhauch.

Kohelet leitet anaphorisch sofort zum zweiten Teil seiner Überlegungen weiter, wobei auch unmittelbar an das Motiv des Todes angeschlossen wird, und zwar durch das Motiv des Erben. Es hatte geheißen: »Da habe ich die

Lebenden gehaßt. « Nun fährt er fort: »Ich haßte all meinen Besitz, für den ich gearbeitet habe unter der Sonne und den ich lassen muß dem Menschen, der nach mir kommt.« Damit kommt eine zweite Grenze des Wissens und Weltgestaltens in Sicht, der *andere* Mensch. Mir scheint, es kommt hier nicht auf den Erben als Erben an, sondern auf die Tatsache, daß hier ein anderer ins Spiel kommt, und daß man auf ihn letztlich keinen Einfluß hat. Kohelet spricht nicht von Freiheit, er leidet nur darunter, daß er nicht weiß, ob der andere wissend oder dumm ist. Aber letztlich ist es das Problem des freien und unberechenbaren anderen Menschen, der ebenso wie der Tod sich quer zu jeder Planung stellen kann. Doch hören wir Kohelet, den König, der von seinem Erben spricht: »Wer weiß denn, ob er ein Wissender ist oder ein Dummer? Und doch wird er über meinen ganzen Besitz verfügen, für den ich gearbeitet habe und für den ich mein Wissen eingesetzt habe unter der Sonne. Auch das ist Hauch.« Wieder folgt der Entschluß zur Distanz, diesmal nicht mit dem Wort vom Haß, sondern mit dem Wort von der Loslösung: »Und ich begann, mein Herz zu lösen von all meinem Besitz, für den ich gearbeitet habe unter der Sonne.«

Doch wie löst sich der königliche, für die ganze Menschheit in ihren höchsten Möglichkeiten der Wissenschaft und Weltgestaltung stehende König im Blick auf den unvermeidlichen Tod und die nie zu tötende Freiheit von der ihm dadurch letztlich niemals bleibenden selbstgeschaffenen Welt? Nicht, um es gleich zu sagen, indem er flieht oder indem er die Welt nicht mehr aufbauen will. Wohl aber, indem er nichts von der Verbissenheit hält, die über der Arbeit für die bessere Zukunft den schon möglichen Genuß der guten Gegenwart vergißt. Kohelet führt in diesen Gedanken hinein, indem er noch einmal das Motiv des Erben benutzt – aber es geht jetzt um anderes, um den Gegensatz von freudloser Arbeit in Verbissenheit und Annahme der jetzt schon möglichen Freude: »Gesetzt, ein Mensch, dessen Besitz aus Wissen, Kenntnis und Sachverstand kommt, der muß ihn einem Menschen, der nichts dafür gearbeitet hat, lassen als seinen Anteil – das ist doch Hauch und großes Übel. Was hat dieser Mensch von all seinem Besitz und von seines Geistes Gespinnst, für das er arbeitet unter der Sonne? Alle Tage Leid, Ärger sein Geschäft, selbst bei Nacht kann er nicht schlafen. Das ist doch Hauch. Keiner ist glücklicher als der Mensch, der ißt und trinkt und selber das Glück aus seinem Besitz genießt.«

Halten wir hier ein. Es steht zwar noch die letzte, wiederum alles umwendende Wendung des Denkens Kohelets bevor. Aber das, was hier erreicht ist, muß wirklich erfaßt werden. Es ist kaum noch nötig, lange darzulegen, inwiefern wir nun wirklich trotz des unübersehbaren Zeit- und Kulturabstands zwischen Kohelet und uns, zwischen dem alles repräsentierenden König im Zentrum von Zeit und Raum und einer Menschheit, die als amor-

phe Masse und doch wieder zielgerichtet in eine geplante und gemachte Zukunft hineindrängt, letztlich kein Unterschied besteht. Wissen und Können führen zur Möglichkeit, die Welt größer, reicher und schöner zu gestalten und zum Raum der Freude zu machen. Doch all das wird Hauch, tritt die doppelte Grenze vor den Blick: der Tod und die Freiheit der andern. Tod und Freiheit raten uns, uns loszulösen. Loslösung meint: Lösung von der Verbissenheit des alles aufsaugenden Arbeitens heute im Blick auf eine dann nicht mehr mögliche Freude von morgen. Lösung meint so etwas wie Egoismus: in aller Arbeit, in allem Vorwärtsdrängen und Neuerschaffen den Egoismus, der die jetzt schon mögliche und heute angebotene Freude *auch* annimmt: das Essen und das Trinken und die andere mögliche Freude aus dem schon gewonnenen Besitz der Menschheit.

Die Annahme der heute möglichen Freude ist ein Werk der Losschälung von der Verbissenheit innerweltlicher Eschatologie. Vielleicht ist dies eine königliche Moral. Sie gilt vielleicht nur für die, die sich der Wissenschaft, der Technik, der Mitarbeit für die Zukunft verschrieben haben, die von dem Fieber der kommenden einen Welt erfaßt sind. Aber ihnen gilt sie. Vielleicht erscheint uns das als Botschaft der Bibel sehr wenig. Vielleicht möchten wir fordern, daß endlich einmal von Gott geredet wird. Aber wenn die Bibel Zeit hat, ehe sie von Gott zu reden beginnt, dann sollten auch wir uns die Zeit dazu nehmen. Es gilt zunächst, sich im Blick auf Tod und Freiheit aus dem Ärger des Tags und der Schlaflosigkeit der Nacht herauszulösen und wieder Raum zu gewinnen im Heute: beim Essen, Trinken und Sichfreuen. Und erst hier, das ist die letzte und überraschendste Wendung Kohelets in diesem Kapitel, hier kann nun Gott gefunden werden. »Keiner«, so sagt er, »ist glücklicher als der Mensch, der ißt und trinkt und selber das Glück aus seinem Besitz genießt. Nur habe ich beobachtet, daß auch dies abhängt von Gottes Hand. Denn wer hat zu essen und wer hat Sorgen außer von ihm her?« Nun *spricht* Kohelet von Gott, bis tief ins dritte Kapitel hinein. Er sagt sehr Wichtiges. Aber dies sei nun nicht mehr ausgeführt, denn was Kohelet nun sagt, läßt sich nicht in Kürze abmachen. Es kam nur auf *dieses* an: zu zeigen, daß die Bibel nicht ohne Botschaft ist für unsere Frage, und zu zeigen, daß sie uns zunächst ins Gelöst-Menschliche führt.